

... und raus bist du!

Milch ist billiger als jemals zuvor – absurd billig. Bauer Lierheimer gibt auf und führt seine Kühe zum Schlachter. Ein Nachruf

TEXT: UWE RITZER, FOTOS: JOHANNES SIMON

S oraya und Liäne sind die Ersten. Einen Moment zieren sie sich, dann trotten sie schicksalsergeben die Rampe hoch in den Anhänger. Der blau-graue Viehtransporter ist mit Schweinchen bemalt, die lachend davonlaufen. Für die zwanzig Milchkühe von Karlheinz Lierheimer gibt es kein Entkommen: Auf sie wartet der Schlachthof. Es ist sechs Uhr früh, ein kalter Morgen im April. Aus grauen Wolken nieselt es in die fränkische Dämmerung.

Wie an jedem Tag – Wochenenden und Feiertage eingeschlossen – sind der Landwirt Lierheimer, 45, und seine Frau Helga, 41, um kurz nach vier Uhr aufgestanden. Sie haben ihre Arbeitsklamotten angezogen, sind in den Stall gegangen und haben ihre Kühe gemolken. Heute zum letzten Mal. Gegen halb sechs holte das Tankfahrzeug der Molkerei, das regelmäßig die Milchbauern der Umgebung abklappert, die letzten 700 Liter Milch ab, die Ausbeute von zwei Tagen. Dann stieß auch schon der Viehtransporter rückwärts auf den gepflasterten Hof, direkt vor das Tor des Kuhstalls. Eine Stunde dauerte das Verladen. Nun hat der Lierheimer-Hof keine Milchkühe mehr. Nach mehr als 250 Jahren.

Wehmüt? „Nein“, sagt Karlheinz Lierheimer, „ich habe schon lange damit abgeschlossen. Die schönste Arbeit macht keine Freude mehr, wenn sie nichts mehr bringt und nur noch Hobby ist.“ Er wirkt erleichtert, anders als sein Vater. Der alte Bauer, Blauermann, noch unrasiert, hat aus ein paar Metern Abstand beobachtet, wie eine Kuh nach der anderen im Transporter verschwand. Mit einer kleinen Kamera hat er ein paar Fotos geschossen, dann ist er wieder ins Haus gegangen. Dass der Sohn den Milchviehbetrieb aufgibt, das passt dem Vater nicht.

Da sperrt an diesem trüben Morgen auf dem Lierheimer-Hof nicht einfach einer seine Firma zu. Es endet nicht nur ein Geschäftsmodell, weil es keinen Ertrag mehr bringt – es endet eine Lebensform. Ein Bauernhof ist mehr als eine Fabrik, er ist auch Kulturgut. Über Jahrzehnte, über Jahrhunderte haben Familienhöfe in Deutschland das Leben der Dörfer und das Bild der Landschaft geprägt. Bauern waren angesehen, weil sie die Menschen mit dem versorgten, was sie am dringendsten brauchen: Nahrung, gute Nahrung. Heute sind die kleinen Bauern die großen Verlierer. Wenn einer weitermachen will, muss er wachsen und wachsen, sonst kann er im Wettbewerb nicht bestehen. Mit jedem Bauernhof aber, der stirbt, stirbt auch ein Stück vom Ideal der respektvollen, der umwelt- und tierschonenden Lebensmittelherstellung. Und es stirbt ein Stück einer alten Ordnung.

3. September 2015

Der Lierheimer-Hof liegt im Dorf Walkerszell, 45 Einwohner, eine knappe Autostunde südlich von Nürnberg. Eine schmale, geschwungene Straße führt die letzten Kilometer durch wellige Felder und Wiesen, umgeben von Wald. Das Anwesen der Lierheimers befindet sich mitten im Dorf gleich neben der Kirche. Um den Innenhof gruppieren sich ein blaues Wohnhaus mit braunen Fensterläden, ein Lagergebäude mit Garagen, das früher ein Schweinestall war – und, direkt gegenüber der Hofeinfahrt, der Kuhstall. Karlheinz Lierheimer, ein kräftiger, bedrehter Mann mit kurzem Haar, führt den Gast in sein kleines Büro. „Vor 15 Jahren hatte mein Vater fünf Ördner mit allen Unterlagen für den Hof“, sagt er. Heute sind zwei Regale voll. Die Bürokratie sei „einfach Wahnsinn“ geworden. Man wird das noch oft hören von ihm in den nächsten sieben Monaten.

Lierheimer will nicht mehr. Er will seinen Hof nicht um jeden Preis auf Wachstum trimmen, noch mehr arbeiten, noch mehr Kühe melken, noch mehr Milch in einen Markt pumpen, der eh schon überschwemmt ist – um am Ende doch nicht mit mehr Geld dazustehen. Nahrungsmittel sind nichts mehr

wert, das spüren die am ärgsten, die am Anfang der Erzeugungskette stehen, die Landwirte. Die Deutschen geben für Lebensmittel weit weniger aus als etwa die Franzosen. Und Milch, Fleisch oder Getreide sind zu Spekulationsobjekten an Weltmärkten verkommen. Das Auf und Ab der Preise schlägt gnadenlos durch bis nach Walkerszell.

Es ist ein brütend heißer Spätsommertag, Karlheinz Lierheimer hat die Tore und Fenster des Kuhstalls weit aufgerissen. Drinnen surren Ventilatoren, um es den Tieren angenehmer zu machen. Jede Kuh hat einen Namen, ausgedacht im Familienkreis: Ohura, Orion, Mars oder Escada. „Wir hatten sogar mal eine Erotika“, sagt Lierheimer. Der Stall müsste renoviert werden, doch das allein würde nicht reichen. Ein größerer Stall müsste her, doppelte Fläche, doppelte Zahl an Kühen, mindestens. Das ginge nur mit einem Neubau. „Ein passendes Grundstück am Ortsrand hätte ich, und die 500 000 Euro für den Bau könnte ich auch aufreiben“, sagt Lierheimer. „Aber danach müsste ich bei den Milchpreisen dreißig Jahre umsonst arbeiten.“

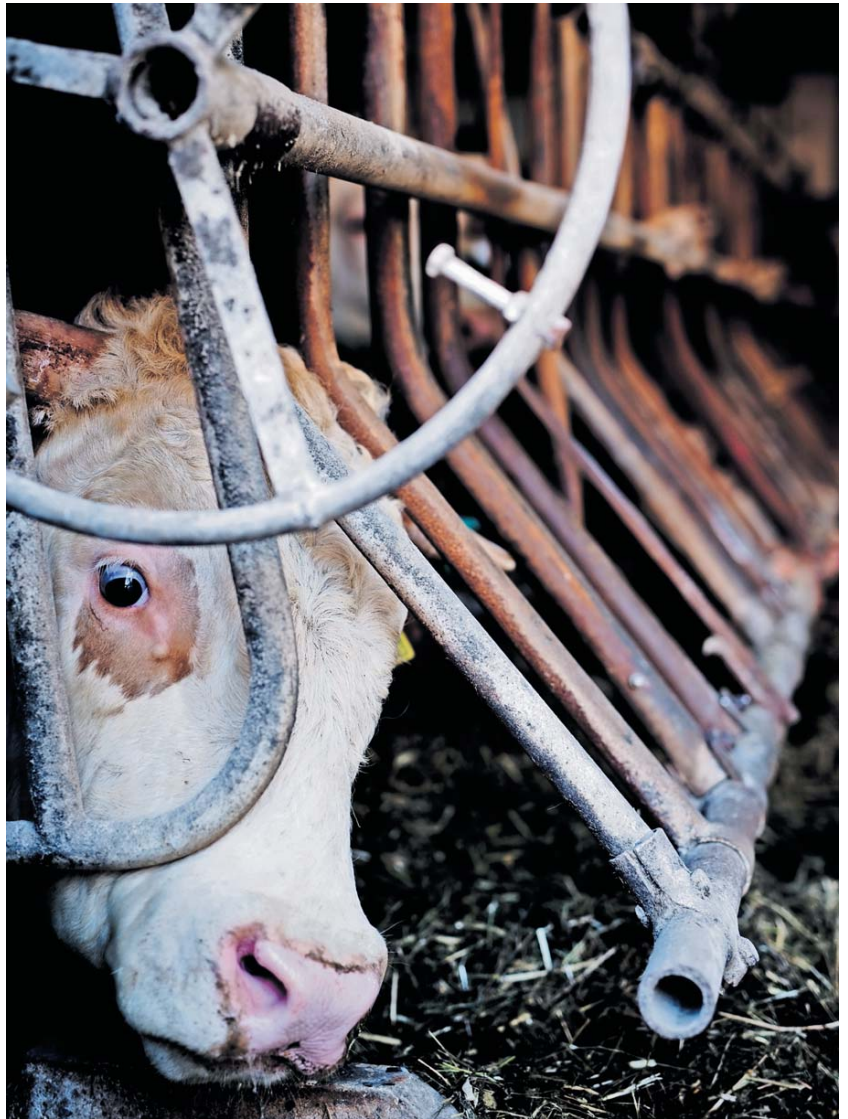
In Deutschland gibt es etwa 250 000 Bauernhöfe. Noch in den 1970er-Jahren waren es viermal so viele. Normalerweise sterben Bauernhöfe still und leise – ihren Betreibern ist das Ende unangenehm, also sperren sie heimlich zu. Karlheinz Lierheimer hat eingewilligt, sich in den letzten Monaten über die Schulter schauen zu lassen. An seinem Beispiel soll die Welt etwas erfahren über den Verfall eines stolzen Berufsstandes und einen aus den Fugen geratenen Markt. Aber auch darüber, welche Bedeutung das Kaufverhalten jedes einzelnen Verbrauchers hat. Wie sich dadurch das Leben auf dem Land verändert und das Land an sich.

Lierheimer hat seinen Ausstieg öffentlich angekündigt. Weil er sich so geärgert hat. Ein paar Wochen vorher, Mitte August, waren bayernweit Milchbauern vor Filialen von Aldi, Lidl und anderen Discountern gezeigelt. Sie hatten dort Schilder hochgehalten und Flugblätter verteilt. Die Verbraucher mögen doch beim Kauf von Milchprodukten an die Landwirte denken und nicht zur billigsten Ware greifen, lautete der Appell, der eigentlich ein Hilferuf war. 27, höchstens 28 Cent erhält ein Bauer im Sommer 2015 für ein Kilogramm Milch. Das ist weniger, als ihn die Produktion kostet. Weniger als die Kuh frisst und an Betriebskosten verursacht.

Die Protestaktion brachte den Bauern viel wohlwollende Aufmerksamkeit ein; Rundfunk, Fernsehen und Zeitungen berichteten, nicht selten Klänge Mitleid durch. Karlheinz Lierheimer aber ging es auf den Nerv, dieses Gejammer, das Betteln bei den Verbrauchern. Also hat er einen Leserbrief an die Lokalzeitung geschrieben, einen bitteren und bösen. „Arschgekröche“ war die Überschrift. „Machen wir uns nichts vor“, schrieb er, „Geld für Lebensmittel wäre bei den Verbrauchern massig da“. Aber der Großteil von ihnen wolle eben „viel und billig einkaufen“. Dann müssten sich die Menschen aber auch „von dem Gedanken verabschieden, dass ein Landwirt mit zehn Kühen, die er am besten noch jeden Tag auf die Wiese führt, ein Auskommen für seine Familie erwirtschaften kann“. Nur die Großen würden überleben, und wer als Bauer nicht wachsen könne oder wolle, der solle lieber gleich aufhören. „Vor alten Bauernstolz kann man seine Familie nicht ernähren“, schrieb Lierheimer. Er werde seine Milchkühe deshalb verkaufen. Er habe es satt, als ausgebildeter Landwirt mit 70-, 80-Stunden-Woche weniger als den Mindestlohn zu verdienen.

Zehn Jahre lang ging das so, seit sein Vater den Hof ihm, dem einzigen Sohn unter vier Kindern, überschrieben hat. „Ich habe schon als Kind mit Begeisterung am Hof und auf den Feldern mitgearbeitet“, erzählt Karlheinz Lierheimer. „Die Tiere, früher die Hopfengärten, der Wald – das war mein Reich.“

► Fortsetzung nächste Seite



Aus und vorbei, nach 269 Jahren Milchviehwirtschaft: Auf dem Bauernhof der Familie Lierheimer in Walkerszell werden keine Kühe mehr gemolken. Der Bauer hat beim Geschäft mit der Milch am Ende nur noch draufgezahlt.



Schicksalsstunde. Für die Kuh gibt es kein Entrinnen. Bauer Lierheimer und ein Helfer treiben eine der 21 Kühe vom Stall in den Lkw, der die Tiere zum Schlachter bringen wird.



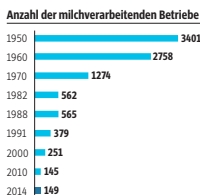
» Fortsetzung von Seite 13

Hauptschule, Landwirtschaftsschule, Praktika auf anderen Höfen, Fortbildungen, auch in Betriebswirtschaft – Lierheimer hat seinen Beruf gründlich gelernt. Nun betreibt dieser selbstbewusste, freundliche Mann den Hof in neunter Generation. An sich steht der Betrieb gut da, das sieht man bei einem Rundgang: 45 Hektar Land bewirtschaftet die Familie, die Hälfte der Felder gehört ihr, die andere ist gepachtet. Sie baut an, was sie später an die Kühe verfüttert. 25 bis 30 Liter Milch gibt eine Lierheimer-Kuh pro Tag. Um den Milchfluss aufrechtzuerhalten, wird jede Kuh einmal im Jahr künstlich besamt. Die weiblichen Kälber, die sie gebären, werden später selbst Milchkuhe. Die jungen Bullen mästet Lierheimer, bis er sie verkauft. Aber nicht mehr lange, Lierheimer sagt: „Zuerst kommen die Milchkuhe weg, dann nach und nach auch dieses Vieh.“

Helga Lierheimer kocht im Bauernhaus Kaffee. Das Paar und seine Söhne Raphael, 12, und Leonardo, 10, leben im ersten Stock. In Parterie wohnen Karlheinz' Eltern, die Altsitzer, wie man unter Bauern sagt. Seitdem der Sohn angekündigt hat, die Milchviehhaltung aufzugeben, kriselt es zwischen den Generationen. „Mein Vater wirft mir oft vor, alles kaputtzumachen“, sagt Karlheinz. Er ist es leid, dagegen zu rechnen. Gerade mal 20 000 Euro Gewinn hätten die Bücher 2014 ausgewiesen. „Und da waren 15 000 Euro Betriebsprämie vom Staat.“

Nun will Karlheinz mit seiner Frau „die Rollen tauschen“. Helga Lierheimer, pechschwarze Haare, quirlig, stammt aus Nürnberg, sie ist Justizfachwirtin – eine Ausnahme unter Bäuerinnen, weil sie aus der Großstadt kommt und bis heute auch noch in ihrem Job arbeitet. „Viele junge Landwirte tun sich schwer, Frauen zu finden, trotz ihrer stattlichen Höfe. Helga Lierheimer fragt: „Sieben-Tage-Woche, ganz früh aufstehen und bis in die Nacht arbeiten, wer will das schon?“ Morgens kurz nach vier zum Füttern und Melken in den Stall, danach die Kinder wecken, frühstücken. Dann fahren die Jungs zur Schule, die Mutter ins Gericht – und der Vater zu seiner zweiten Arbeitsstelle in einem Gartenbaubetrieb. „Wir leben hauptsächlich vom Einkommen meiner Frau und meinem Minijob“, sagt Karlheinz Lierheimer. Mittags muss wieder einer in den Stall zum Füttern; nachmittags wird auf Hof, Feldern oder im Wald gearbeitet. Gegen 18 Uhr geht es nochmal in den Kuhstall. „Unser Tagesablauf, eigentlich unser ganzes Leben richtet sich nach den Kühen“, sagt Helga Lierheimer. Selten kommt die Familie vor 21 Uhr zur Ruhe.

Früher war alles anders. Im 19. und im frühen 20. Jahrhundert waren Bauern, die größeren zumindest, die Könige in ihren Dörfern und Landkreisen. Sie schafften Knechten und Mägden die niedere Arbeit an, während sie selbst repräsentierten, Geschäfte machten oder auch Politik. Ihre Kinder galten als die besten Partien, denn ein Hof versprach Wohlstand, sogar Reichtum und Macht.



gem Fell und treuherzigem Blick. Die Katzen tollten am Klettergerüst herum. Es ist still in Walkerszell, niemand ist zu sehen. Aber von vorweihnachtlicher Stimmung ist bei den Lierheimers wenig zu spüren. Der alte Bauer und die Schwiegertochter gehen sich aus dem Weg, auch Vater und Sohn haben sich nicht viel zu sagen. Je näher der Termin rückt, an dem die Kühe abgeholt werden, desto frostiger wird es auf dem Hof. „Ich kann mit seinem Traditionsgetue nichts anfangen“, sagt der Sohn über den Vater. „Für uns ist das nicht das Ende, sondern eine Befreiung“, sagt die Schwiegertochter. Der Altsitzer, Lierheimer Senior, sieht das anders. Und bei Gelegenheit wird er das auch genauer erklären.

Karlheinz Lierheimer erzählt von der jüngsten Molke-reiversammlung. Er liefert an die Neuburger Milchwerke. Diese gehören seit 2014 zur Omira-Gruppe, die jährlich knapp eine Million Tonnen Milch verarbeitet und eine halbe Milliarde Euro Umsatz erwirtschaftet. Nun wolle die Molkeerei nachhaltiger werden, berichtet Lierheimer. Einen ganzen Katalog von Veränderungen soll es geben, strengere Vorschriften, die auf hohe Qualität und mehr Tierschutz zielen. So sollen die Milchkuhe nicht mehr – wie bei den Lierheimers – im Stall an ihrem Platz angebunden

sein, sondern sich frei bewegen können. „Die Absicht, hinter alldem ist unzweifelhaft gut“, sagt der Landwirt. Aber er und andere Milchbauern müssten ihre Ställe komplett umbauen, den Platz haben sie gar nicht. Und weil die Molkeerei ja trotzdem keinen höheren Milchpreis bezahlen könnte, blieben die Kosten bei den Bauern hängen.

„Eine Liste des Grauens“, nennt Lierheimer, was die Leute von der Molkeerei noch alles wollen. 15 statt vier Qualitätsproben im Monat. Und ein neues Abrechnungssystem: Statt einem Grundpreis mit Zuschlägen für besondere Milchqualität soll es künftig Abzüge vom Grundpreis geben, wenn die optimalen Werte nicht erreicht werden. Die Temperatur der Milch zum Beispiel: Sie soll künftig bei vier Grad Celsius liegen, wenn die Milch am Hof abgeholt wird. Bei Lierheimer hat sie acht Grad. „Wenn ich weitermachen würde, müsste ich die Kühlanlage modernisieren oder eine neue kaufen“, sagt der Landwirt. Wieder Ausgaben, die sich über bessere Preise nicht reinholen lassen. „Wäre ich ein normaler Handwerker, würde ich eben meinen Stundensatz um fünf Euro erhöhen“, sagt Lierheimer. Milchbauern aber müssen zufrieden sein mit dem, was die Molkeerei ihnen gibt. Es ist bizarr, Unfreiheit und totale Abhängigkeit in einem Wirtschaftssystem, das sich doch eigentlich frei nennt.

Der Winter, auch wenn er frühlinghaft daherkommt wie in den Tagen vor Weismachten, ist die ruhigere Zeit im Jahreslauf von Bauern. Im Winter treffen sie sich zu ihren Versammlungen, im Winter diskutieren sie, wie es weitergeht. Lierheimer hat mit Kollegen gesprochen, die ihren Hof nur noch nebenher betreiben. Sie leben von ganz anderen Jobs in Fabriken, vermieten Grundstücke für Windräder, betreiben Biogasanlagen und verbrennen darin den Mais ihrer Felder zu Strom. Andere verkaufen Wald, lösen Lebensversicherungen auf, schlagen sich irgendwie durch. „Es geht an die Substanz, und es wird künftig noch krasser“, sagt Lierheimer. „Alles teilt sich. In Biolandwirtschaft für die Leute, die sich teurere Lebensmittel leisten können und wollen. Für die anderen tut die Lösung: Billig, billig, Masse, Masse.“ In einem

2015, ist die ruhigere Zeit im Jahreslauf von Bauern. Im Winter treffen sie sich zu ihren Versammlungen, im Winter diskutieren sie, wie es weitergeht.

Lierheimer hat mit Kollegen gesprochen, die ihren Hof nur noch nebenher betreiben. Sie leben von ganz anderen Jobs in Fabriken, vermieten Grundstücke für Windräder, betreiben Biogasanlagen und verbrennen darin den Mais ihrer Felder zu Strom. Andere verkaufen Wald, lösen Lebensversicherungen auf, schlagen sich irgendwie durch. „Es geht an die Substanz, und es wird künftig noch krasser“, sagt Lierheimer. „Alles teilt sich. In Biolandwirtschaft für die Leute, die sich teurere Lebensmittel leisten können und wollen. Für die anderen tut die Lösung: Billig, billig, Masse, Masse.“ In einem

Ob Soraya, Liane oder Erotika: Mit einer Kuh kann ein Kleinbauer wie Karlheinz Lierheimer kaum noch Geld verdienen. Die Zukunft heißt Bio oder Großbetrieb, bestenfalls.



Die neunte und die zehnte Lierheimer-Generation. Karlheinz und Helga waren noch Milchbauern, mit Zweitjobs. Die Söhne Raphael und Leonardo werden es nicht sein.

Milchbauer sein, das ist hart. Sieben-Tage-Woche, ganz früh aufstehen und bis in die Nacht arbeiten – wer will das schon?



Walkerszell, ein Weiler mitten in der fränkischen Landschaft. Ohne die Milchbauern wird sich auch das Leben in diesem Dorf stark verändern.



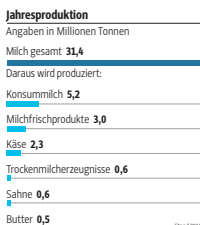
Der Altsitzer hätte weitergemacht: Altbauer Karl Lierheimer will nicht verstehen, dass sein Sohn mit 269 Jahren Familientradition bricht, die ihm eine Urkunde bestätigt.

15. Oktober 2015

Etwa 500 Kilometer von Walkerszell entfernt debattiert der Bundestag über die Lage auf dem Milchmarkt. Sie ist so ernst wie noch nie. Im April 2015 hat die Europäische Union die Milchquote abgeschafft, ein kompliziertes Regelwerk, das Angebot und Preise in der EU künstlich in der Balance hielt. Seither purzeln die Preise. Verschärft wird die Lage, weil Russland nach den westlichen Sanktionen wegen der Ukraine-Krise seinerseits die Einfuhr von Milchprodukten aus der EU verboten hat.

Auch die Hoffnungen der Milchbauern in den Absatzmarkt China haben sich nicht erfüllt, weil die chinesische Wirtschaft nur langsam wächst. 45 Minuten nehmen sich die Abgeordneten in Berlin an diesem Nachmittag Zeit für die Diskussion einer Entwicklung, die Tausende Landwirte im ganzen Land in den Ruin treiben wird. Im Plenum sitzen nur die paar Agrarexperten der Parteien.

Die Damen und Herren Experten streiten darüber, wer in die Mische verantwortlich ist, aber am Ende der Debatte sind es Zahlen, die in Erinnerung bleiben: Auf dem Weltmarkt gibt es derzeit zehn Millionen Tonnen Milch zu viel. In den vergangenen zehn Jahren sank die Zahl der Milchviehhöfe in Deutschland um ein Drittel, und allein von November 2014 bis Mai 2015 um 2,2 Prozent. Sie liegt nun erstmals unter 75 000. Für 25 Cent pro Kilogramm Milch könne „keiner mehr melken“, sagt ein Abgeordneter. Karlheinz Lierheimer wird in Walkerszell bald die Konsequenz daraus ziehen.



16. Dezember 2015

Gemütlich patrouilliert Samson über den Lierheimer-Hof, ein hüfthoher Mischlingshund mit zotteli-

Reportage

einigen Bauernhof werden mehr Schweine gehalten als vor dreißig Jahren in einem ganzen Landkreis. „Das ist die Realität“.

Wäre Biomilch nicht ein Ausweg für die Lierheimers – 48 Cent pro Kilogramm? Karlheinz und Helga haben über eine Neuausrichtung des Hofes nachgedacht. Aber die Übergangsfrist dauert drei Jahre. Die Festlegung von Milchpreisen und mehr Arbeit bringen, so viel, dass Helga ihren sicheren Beamtenjob aufgeben müsste. Und was, wenn dann auch die Biomilchpreise abstürzen? Wenn zu viele Bauern umsteigen und zu viel produzieren?

Und obendrein: Bio heißt auch weniger Ertrag auf den Feldern, auf denen das Kihfütter angebau wird. Also bräute Lierheimer mehr Felder. Und würden die alten Bauern, von denen er Flächen gepachtet hat, überhaupt mitspielen bei der Ausrichtung auf Bio? Lierheimer sagt: „Die haben Angst, dass auf ihren Böden zu viel Unkraut wächst und sie auslaugen.“ So haben es ihnen Agrarindustrie und Berufsvorbereitung ja jahrelang eingebläut: dass nur gut ist, was möglichst viel Ertrag bringt.

Ende Februar 2016

Im Lierheimer-Hof trifft Post von der Molkerei ein. Oben auf dem Rundschreiben der Neuburger Milchwerke katzt eine Comic-Kuh fröhlich auf einer Blume. Die „Mitteilungen an unsere Milchlieferanten“ sind jedoch alles andere als lustig. Die Lierheimers verkaufen monatlich etwa für 3500 Euro Milch an die Milchwerke. Lierheimer senior hat vor 20 Jahren umgerechnet 40 Cent pro Kilo Milch erhalten. Über ein Viertel mehr als der Sohn heute. Der Junior sagt: „Kein Mensch in einer anderen Branche würde für weniger Lohn als vor 20 Jahren arbeiten.“

Der Rundbrief von der Molkerei besteht aus zwei Seiten purer Hoffnungslosigkeit. Nun seien auch noch die Preise für Butter um 25 Prozent eingebrochen, steht da. Untereinander würden die Molkereier Generation Milch bereits „deutlich um 20 Cent pro Kilogramm“ handeln. In den kommenden Monaten sei „eine weitere deutliche Abschwächung“ des Preises zu erwarten. Die Molkerei appelliert an die Bauern, „die Erzeugung derzeit nicht weiter auszudehnen“. Sondern sie einzuschränken.

31. März 2016

Als Leonardo, der Zwölfjährige, über den Hof läuft, fängt ihn sein Großvater ein und nimmt ihn liebevoll in den Arm. „Das wäre der nächste Lierheimer-Bauer geworden“, sagt er und lächelt. „er hätte den Hof gekriegt.“ In zehn Jahren wird er nicht mehr. Karl Lierheimer ist 74 Jahre alt. Einer von alten Schlag, der seinen Sohn niemals gegenüber einem Fremden dafür kritisieren würde, dass der den Hof aufgibt. Wer wissen will, wie der alte Bauer wirklich denkt, muss ihm genau zuhören, wenn er stolz die Geschichte der Familie und des Dorfes referiert.

Der Altbauer versteht die Welt nicht mehr. Schlimmer noch: Er versteht seine Welt nicht mehr. In der Wohnstube von Karl und Marianne Lierheimer hängen ein Papst-Kalender und in der holzvertäfelten Sitzgruppe ein stattliches Kreuzifix. Auf den Sims stehen Bierkrüge mit den Gesichtern von König Ludwig und Franz Josef Strauß. Im Zimmer daneben hat Karl Lierheimer seine Wohnstube aufgebaut. Vor allem ist da eine verschnörkelte verzierte Urkunde des bayerischen Bauernverbandes. Sie bescheinigt, dass der Hof „auf amtlichen Nachweisen seit mindestens 1747 im ununterbrochenen Besitz“ der Lierheimers ist. Seit 269 Jahren.

Karl Lierheimer ist ein rüstiger Herr mit Faible für Heimat, Geschichte und Glauben. Er war Ortsprediger, er kümmert sich um die katholische Dorfkirche und eine Marienkapelle. Und er ist der Chronist von Walkerszell, hat Kirchenbücher und Staatsarchive durchforstet. Der alte Bauer sagt: „Ich hätte nie woanders leben wollen.“ 1747, trägt er vor, heiratete ein Johann-Michael Lierheimer aus einem Nachbardorf eine Maria Eva Oppel, deren Eltern einen Hof hatten in Walkerszell. Seitdem haben dort die Lierheimers das Sagen. Seitdem, das darf man annehmen, gibt es Milchkuhe dort. „So viele Generationen haben den Hof aufgebaut“, sagt Karl Lierheimer. „Kaiserreiche sind in der Zeit vergangen.“ Und jetzt zieht sein Sohn einen Strich unter 269 Jahre.

„Wehmut“, freilich, sagt der Altbauer, „aber ich verstehe ihn auch. Nach einer kurzen Pause schiebt er nach. „Einerseits.“ Und andererseits? „Wir haben noch nie draufgezahlt“, er nicht und sein Sohn nicht. „Ein paar Jahre hätte er schon noch weitermachen können.“ Und ja, es stimme schon, dass er öfter zu ihm gesagt hat. „Du machst das alles hier kaputt.“ Als hätte Lierheimer senior den Niedergang nicht selbst miterlebt. 100 Menschen zählte Walkerszell nach dem Krieg, heute nicht einmal mehr die Hälfte. Karl Lierheimer hat den Hof 1968 von seinem Vater übernommen, er hat Flächen und Tiere gekauft, einen Schweinestall errichtet und immer mehr Hopfen angebaut. Das war lange ein lukratives Geschäft – bis mit dem Fall des Eisernen Vorhangs 1989 auch die Handelschranken fielen und der Walkerszeller Hopfen plötzlich nicht mehr konkurrenzfähig war. Lierheimer senior war der letzte Bauer im Dorf, der den Anbau aufgab. Den Schweinestall brauchte er bald auch nicht mehr, weil mit Schweinen heutzutage nur noch Geld verdient, wer nicht Dutzende, sondern Tausende verkauft.

Karl Lierheimer hatte ein einfaches Rezept für alle Krisen: Augen zu und durch, es ist ja jedes Mal irgendwie weitergegangen. Dass man eines Tages die Augen aufmacht und es geht nicht mehr weiter – das konnte, das kann er sich nicht vorstellen.

Dabei war der alte Lierheimer in Walkerszell ja Betroffener und Chronist dieses langsamen Ausblutens: Wie zunächst die Dienstboten von den Höfen verschwanden, weil man sie sich nicht mehr leisten konnte und Maschinen die Arbeit übernahmen. Wie in den 70er-Jahren immer mehr Bauern „auf die Arbeit“ gingen, wie sie in Franken sagen, sich einen zweiten Job in einer Fabrik oder im Handwerk suchten. Wie die EU begann, den Agrarmarkt künstlich zu regulieren, eine Beihilfe hier, ein Förderprogramm da, aber vor allem immer neue Vorschriften, bis die Regale der Landwirte voll waren mit Aktenordnern. Ein Bauer nach dem anderen gab auf, ausgerechnet jene Höfe, die dem ländlichen Ideal vieler Großstädter am nächsten kamen: Familienbetriebe mit ein paar glücklichen Tieren im Stall.

Die Politik hatte über Jahrzehnte so getan, als könnte sie die Bauern schützen vor der Unbill des Weltmarktes, der bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß hatte gar einen „Jahrhundertvertrag“ mit den Bauern verkündet. Von Strauß' Vorgänger Alfons Goppel stammt der Satz: „Jeder, der Bauer bleiben will, darf auch Bauer bleiben.“ An dieses Versprechen haben sich viele lange geklammert. Ein wenig tut Karl Lierheimer das heute noch.

Im ersten Stock des Hauses sitzt sein Sohn beim Kaffee, Lierheimer junior sagt: „Mein Vater blendet die Wirklichkeit aus, er will nicht sehen, was das alles für uns bedeutet.“ Er würde ja in den Hof investieren, wie der Altbauer es will. Aber eine Investition ohne jede Chance auf Ertrag? Da bestellt er lieber gleich den Viehtransporter.

26. April 2016

Außen am Tor des Lierheimer-Stalles hängt ein Schild, Lierheimer hat es vor Jahren anschrauben müssen, eine neue Vorschrift mal wieder. „Verteiler Tierbestand – Zutritt nur mit Genehmigung des Betriebsleiters.“ Nun treiben der Bauer und zwei Helfer diesen wertvollen Tierbestand mit „Hopp“-Rufen und sanften Stockstößen in den Transporter zum Schlachthof. Soraya und Liäne voraus, dann die anderen, teilweise mit verbundenen Augen, damit es leichter geht. Bald ist die Ladefläche voll. Einer der Helfer drückt einen Knopf, und der Boden wird samt Kühen hydraulisch nach oben gefahren. Die Tiere brüllen und treten gegen die Seitenwände, sie sind jetzt zusammengenagelt im ersten Stock. Nun wird auch das Parterre des Anhängers mit Kühen beladen. Selbst bei ihrer letzten Fahrt geht es um Menge und Effizienz.

Karl Lierheimer, der Altbauer, hat sich längst wieder ins Haus verzogen. Auch Helga Lierheimer und ihr beiden Söhne sind nicht zu sehen. Sie hat ihnen das Frühstück gemacht, dann sind die Buben zum Schulbus gerannt. „Tschüss, Papa“, hat Leonardo noch Richtung Kuhstall gerufen, ohne sich umzudrehen.

Nach einer Stunde sind der 21 Milchkuhe verladen. Sie werden jetzt in den Schlachthof nach Bayreuth gebracht, fast zwei Lkw-Stunden entfernt. Es hätte auch irgendein anderer Schlachthof sein können, je nachdem, wer am meisten bezahlt. Kurz nach sieben Uhr verlässt der Viehtransporter das Lierheimer-Anwesen, das nun nach mehr als einem Vierteljahrtausend kein Milchviehhof mehr ist.

Nur Empaya steht noch im Stall. Sie ist die einzige Kuh, die den Tag überleben wird. Die einzige, die ein anderer Bauer gekauft hat. Warum nur eine von 21? „Meine Kühe haben alle ihre angeborenen Hörner“, erklärt Lierheimer. In den modernen, doch so tierschutzgerechten Laufställen dürfen Kühe aber keine Hörner mehr haben, weil sie sich sonst verletzen könnten. Kühen die Hörner abzuschneiden, ist schmerzhaft und blutig obendrein. Also wollte keiner die behorneten Kühe vom Lierheimer aus Walkerszell. „Und ganz abgesehen davon“, sagt Lierheimer, „Wer kauft in diesen Zeiten Milchkuhe?“

17. Mai 2016

Die Milchkrise spitzt sich dramatisch zu. Zum ersten Mal ist der Milchpreis unter 20 Cent pro Kilogramm gesunken. Im fränkischen Neustadt an der Aisch binden wütende Bauern aus Protest die Kuh Cilly vor das CSU-Wahlkreisbüro von Bundeslandwirtschaftsminister Christian Schmidt. Sie fühlen sich in ihm, im Stich gelassen. Der Minister selbst ist in Berlin, wo er einen Milchpöpel für Ende Mai an-

Bayern, Deutschland, München Seite 15

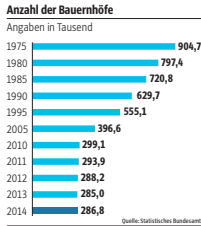
kündigt aus Politik, Bauernverband, Molkereien und Handel. „Jetzt brennt die Hütte“, sagt Karlheinz Lierheimer. Er hat im Radio gehört, dass über zinslose Darlehen für die Milchbauern nachgedacht wird. „So ein Quatsch“, sagt er. „Auch zinslose Kredite müssen zurückgezahlt werden, das treibt die Bauern nur noch mehr in die Verschuldung.“ Walkerszell ist in saftiges Grün getupft, alles wächst und gedeiht. Vor ein paar Tagen, drei Wochen nach der Abholung, hat Karlheinz Lierheimer das Geld für seine Kühe bekommen – wie viel genau es sein würde, wusste er nicht. Wo gibt es das sonst? Dass einer etwas verkauft und keinen festen Preis vereinbaren kann, weil dieser von täglichen Marktschwankungen abhängt? 23.000 Euro waren es dann für 20 Kühe. Lierheimer senior würde wohl sagen: sehr wenig Geld für 269 Jahre Geschichte.

Lierheimer junior erzählt, dass ihn am ersten Abend ohne seine Kühe „eine komische innere Unruhe befallen“ habe. „Irgendwie sagte mir meine innere Uhr: Du musst in den Stall zum Melken.“ Ein paar Tage sei das so gegangen, bis er verinnerlicht hat, dass da keine Kühe mehr sind. „Komisch war das.“ Seit die Kühe weg sind, haben die Lierheimers mehr Zeit. Sie wollen nun öfter auf ein Gothic-Rock-

Konzert gehen oder auch mal zu Rammstein. Sie denken über eine Woche Wellness im Winter nach, bislang ging das ja nicht wegen der Kühe. Karlheinz hat seine Arbeitsstunden in der Gärtnerei aufgestockt, und Helga arbeitet nun Vollzeit bei Gericht.

Nebenbei bauen die Lierheimers auf den Äckern noch ein wenig Getreide und andere Pflanzen an, zum Verkaufen. Aus einigen Pachtverträgen können sie so schnell eh nicht raus. Dann sind da noch ein paar Hektar Wald, um die sich die Familie kümmert. Karlheinz Lierheimer sagt: „So gesehen bleibe ich ja Bauer.“ Nur eben ein anderer Bauer, ein Bauer light. „Wenn dabei ein paar Euro übrig bleiben, ist es gut.“ Wenn nicht, auch nicht schlimm: „Die Landwirtschaft ist für ihn jetzt wirklich ein Hobby.“

Den Kuhstall baut er um. Er hat damit begonnen, die schweren Metallgitter mit der Flex abzuschneiden und die Gullierinne mit Beton zu füllen. Wenn alle Gitter weg und die Rinnen zu sind, wird er die Wände streichen. Aus dem Stall soll eine Maschinenhalle werden. Im hinteren Teil stehen jetzt noch die Käber, die Lierheimer so lange füttern wird, bis er sie verkaufen kann. In anderthalb, spätestens in zwei Jahren werden die allerletzten Tiere auf dem Lierheimer-Hof Hund und Katze sein.



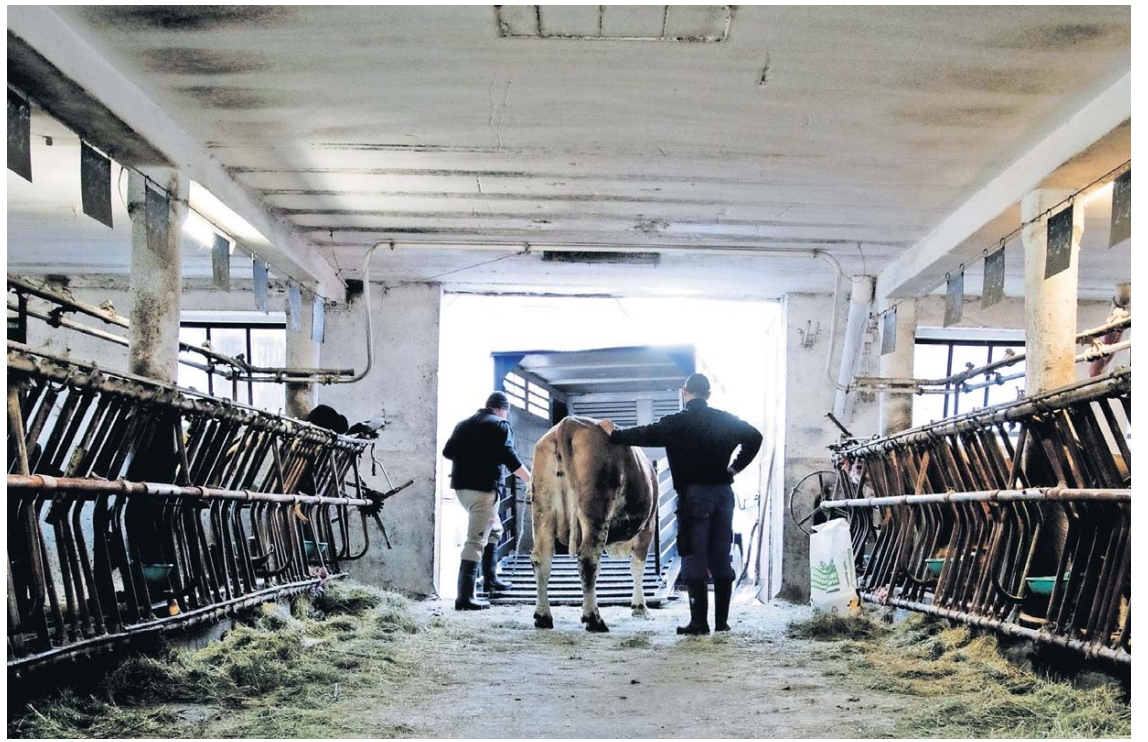
Ohne ihr Vieh haben die Lierheimers plötzlich viel Zeit. Sie wollen jetzt öfter mal auf ein Gothic-Rock-Konzert gehen oder im Winter eine Woche Wellness buchen



Der Anfang vom Ende: Der Viehtransporter trifft in Walkerszell ein. Der Laster ist ein Ungetüm mit Anhänger und zweistöckigen Ladeflächen für die Tiere.



Fahrtstuhl zum Schaffott: Die ersten Lierheimer-Kühe sind verladen und mit der hydraulischen Hebebühne ins obere Ladestockwerk des Transporters geschafft worden.



Das Ende vom Ende, die letzte Kuh. Dem Bauern bleibt nach fast drei Jahrhunderten Milchviehwirtschaft im Lierheimer-Hof bald nur der Blick in einen leeren Stall. Nach den ersten Tagen, an denen er nicht mehr morgens ganz früh zum Melken rausmusste, sagt er: „Komisch war das“.